

Bretterbude statt Nobelhotel

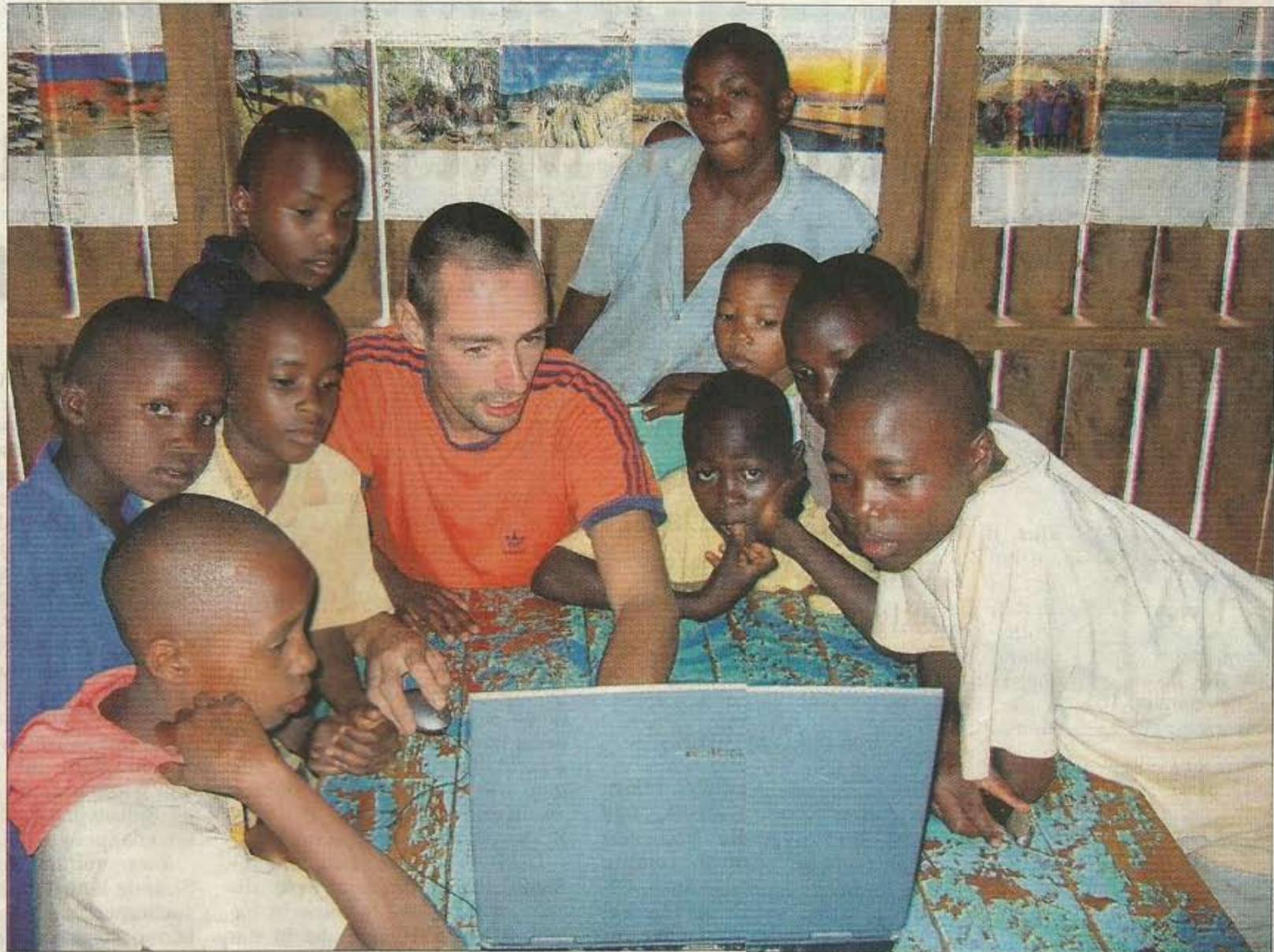
Mit handwerklichem Geschick und unter dem Dach eines Vereins engagiert sich Andreas Möschl aus Binz für ein Kinderheim in Kenia.

Von MAIK TRETTIN

Binz. Bevor Andreas Möschl morgens seine Hosen anzieht, schüttelt er sie aus. Eine Angewohnheit aus Afrika, sagt der 29-Jährige. Dort, wo er in Kenia gearbeitet und gewohnt hat, sei das unerlässlich gewesen. Kriechtiere und Insekten benutzen herumliegende Kleidung nachts gern als Unterschlupf. Luise und Moritz hören mit großen Augen zu, wenn ihr Onkel zu Hause in Binz von Afrika erzählt, von gefährlichen Schlangen oder handtellergrößen Spinnen, die an den Wänden der Bretterhütten sitzen. Luise verzieht das Gesicht vor Ekel. „Daran gewöhnt man sich mit der Zeit“, versichert Andreas Möschl.

Er war mehrmals in dem afrikanischen Land, 2006 über vier Monate. Ein Freund hatte dem mittlerweile in Lübeck lebenden Zimmermeister über Kenia erzählt und von seinem Engagement für ein Kinderheim dort. „Wenn ich verreise, übermache ich eigentlich nie in Hotels“, sagt der Binzer. Und so hielt er es auch mit Kenia: Statt im Fünf-Sterne-Haus mit Pool, Minibar und klimatisierten Räumen landeten er und seine Freundin Sarah in einer aus Brettern gezimmerten Hütte, Holzbetten mit dünnen Matratzen und Plumpsklo. Andreas Möschl schildert das sachlich. So wie die beiden Deutschen lebten auch alle anderen Bewohner des 1997 gegründeten Heims im Embu-Distrikt am Fuße des Mount Kenia: 26 Kinder und fünf Mitarbeiter.

Das entstand aus einer ehemaligen Maismehl-Mühle. Die Mädchen und Jungen schlafen in einfachen Doppelstockbetten. In einer Gemeinschaftshütte werden die Mahlzeiten eingenommen



Andreas Möschl mit den Kindern aus dem Heim im kenianischen Embu-Distrikt. Der gebürtige Binzer engagiert sich zusammen mit anderen Deutschen für die Mädchen und Jungen – sowohl mit handwerklichem Geschick als auch beim Einwerben von Spendenmitteln für das Kinderheim.

Foto: p.

und die Hausaufgaben gemacht. Strom und fließendes Wasser gibt es nicht. Das kostbare Nass holen die Kinder täglich in 10- bis 20-Liter-Kanistern vom Brunnen. In Dürrezeiten müssen sie über Stock und Stein zum nächsten Bach und mit den vollen Kanistern etwa 600 Meter bergauf stapfen. Im Camp gibt es Hühner, Ziegen, Schafe und Kaninchen zur Selbstversorgung der kleinen Bewohner. Außerdem bewirtschaften die Kinder in der 1600 Meter hoch gelegenen Region zwei Felder, auf denen Mais und Bohnen wachsen. Aus den beiden Bestandteilen setzt sich auch das tägliche Hauptnahrungsmittel zusammen. Eine Delikatessensuppe ist das für europäische Gaumen nicht. „Es schmeckt richtig scharf, gibt aber unwahrscheinlich Power“, hat der gebürtige Binzer erfahren.

Denn er hat nicht als Urlauber in dem Kinderheim gelebt. „Ich wollte mich auch irgendwie nützlich machen.“ Das ging mit scheinbar banalen Dingen, zum Beispiel dem Bau einer Leine für die Wäsche, die sonst zum Trocknen einfach über eine Hecke ge-

ÖZ Persönlich

schmissen wurde, los. Zehn Meter tiefe Wasserlöcher mussten gebuddelt, Dach und Schornstein der Kochstelle abgerissen und erneuert werden. Der Zimmermann baute außerdem eine Sitzgecke mit Bank und Tisch und mehrere Küchenregale. Schränke sind in der Region fast unnötig. Zum Schutz vor Tieren werden sämtliche Lebensmittel in verschließbaren Ei-

mern aufbewahrt. Sein Material konnte der deutsche Handwerker nicht wie zu Hause im Baumarkt kaufen. „Wenn du Holz brauchst, kaufst du einen Baum und die Einheimischen schneiden dir mit der Kettensäge die Bretter raus.“

Luise und Moritz staunen. „Ihr habt's gut“, sagt ihr Onkel Andreas. Und erzählt von den Kindern, die in dem von deutschen und kenianischen Helfern betriebenen Heim betreut werden, die von der Straße stammen oder aus den ärmsten Familien, mit Parasiten übersät, nur mit Lumpen am Körper. Zwischen zweieinhalb und zwanzig Jahre alt sind sie, einige auch geistig behindert. Entwicklungshilfe? Andreas Möschl lacht verbittert. „Da sind Milliarden in den letzten Jahren geflossen, aber davon ist nichts zu sehen.“ Direkte Hilfe sei besser. Andreas Möschl und seine Mitstreiter vom

Kids Kenia e.V. wollen weiter helfen. Ständig vor Ort sein kann er nicht. „Ich muss ja irgendwann auch arbeiten und Geld verdienen.“ Künftig will er wenigstens einmal im Jahr für einen Monat in das Center reisen und helfen. In der übrigen Zeit organisiert er Unterstützung von Deutschland aus, wirbt vor allem Geld für das deutsch-kenianische Projekt ein. „Wir müssen nicht daneben stehen und den Kenianern zeigen, wie man einen Tisch baut. Das wissen die selbst.“ Es fehlt nur an Geld, um die einheimischen Handwerker zu bezahlen. Dass es nicht in dem berüchtigten schwarzen Loch versickert, darüber wachen Mitglieder des Vereins, die permanent vor Ort sind.

Mehr Informationen über das Projekt und Kontakt zum Verein im Internet unter www.kids-kenia.de